



Leseprobe aus: Bergmann, Disziplin ohne Angst, ISBN 978-3-407-22929-8

© 2012 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-22929-8>

WARUM GEHORCHEN?

Gehorsam setzt immer Vertrauen voraus. Kadaver-Gehorsam jedoch, früher bei den Militärs und in manchen Ländern noch heute gang und gäbe, ist Gehorsam aus purer Furcht. Sogar in den Armeen demokratischer Staaten gibt es solche Gehorsamsforderungen nicht mehr, und in Familien, die das Wohl ihrer Kinder im Blick haben, erst recht nicht.

Gehorsam ist die Folge des kindlichen Vertrauens. Wem ich vertraue, den empfinde ich als stark, schreibe ich in einem anderen Kapitel. Aus beidem, aus Vertrauen und Stärke, folgt Gehorsam. »*Du bist stark, ich vertraue dir – jetzt höre ich auf dich, ich gehorche.*« Eigentlich ein ganz einfacher Zusammenhang.

Und weiter: Wer kennt mich so gut wie Mama, bei der ich meine ersten Gefühle empfunden und dann mit ihren Augen, ihrem Lächeln, ihrem Gesicht bestätigt gefunden habe? Wer ist mir vertrauter als Papa, mit dem ich die ersten Erkundungen der Welt vorgenommen und mich dabei stark gefühlt habe?

Alle frühen Bindungen an die Dinge der Umwelt, die vielen spannenden und verführerischen Objekte, die alle erst begriffen werden mussten, sind Grundlagen des Gehorsams, wie ich in weiteren Kapiteln zu erklären versuche. Nichts von diesen fröhlich-selbstbestätigenden Tätigkeiten und Gefühlen habe ich erworben, ohne mich

mit einem Blick auf Mama oder Papa rückversichert zu haben – ja, diese Welt ist ganz in Ordnung, ich kann mich darauf einlassen, mir kann ja gar nichts passieren. Mama oder Papa sind ja da!

Wem also vertrauen Kinder bereitwilliger als Vater und Mutter und wen empfinden sie unbewusst und bewusst als »stärker«? Sie tun es im Übrigen auch dann noch, wenn man ihrem Verhalten kein einziges dieser positiven Gefühle ablesen kann – also noch mit 12 oder 13 Jahren. Da mögen sie maulen oder auch vorlaut sein, doch insgeheim stellt sich in jeder therapeutischen Erfahrung Folgendes heraus: Papa wird als ganz groß und übermächtig empfunden. Und manchmal muss diese Übermächtigkeit verleugnet werden, muss ihr gegengehalten werden; viele Konflikte entstehen eben gerade dadurch, dass Papa im kindlichen Unbewussten als so maßlos mächtig verankert ist. Wenn diese »mächtige Verankerung« mit einem positiven Papa-Bild, einem beschützenden Vater, verbunden ist, dann ist auch für einen 12- oder 13-Jährigen die Welt noch in Ordnung – wie es in ganz elementarer Weise für einen 2- oder 3-Jährigen der Fall war.

Danach gibt es immer noch Konflikte, eine »heile Welt« findet sich nirgends! Aber wenn dieser unbewusste Respekt vor Papa verbunden wird mit einem Gefühl des Vertrauens (*»Dies ist der Mann, dem ich mehr vertraue als irgendeinem anderen«*), dann wird die väterliche Übermächtigkeit eben nicht als Bedrohung empfunden, jedenfalls nicht vorwiegend, sondern in gleicher Weise als Schutz. Und dann gelingt es auch: Ein 12-Jähriger mault herum, schimpft über die Lehrer und die Schule, insbesondere die Mathematik, und stellt herausfordernd und ein bisschen provozierend fest, dass er Mathe jetzt ganz

»fallen lässt«, der Lehrer sei zu blöd oder er selbst sei zu blöd, er könne das auch nicht auseinanderhalten. Jedenfalls sei mit Mathe Schluss, basta!

So etwas kommt in jeder Familie vor. Und nun macht es eben einen gewaltigen Unterschied, ob Papa eine »unbewusste Bedrohung« für das Selbstgefühl dieses Jungen ist oder ein Schutz. War Papa »da«, wurde er als stark erlebt in der Selbstfindung dieses Kindes und hat er diese Stärke nicht in den weiteren Lebensjahren selbst zerbröseln lassen – beispielsweise dadurch, dass er sich mit dem Kind viel zu oft auf lautstarke Konflikte einließ –, dann wird Papas Stimme, Papas Körper, Papas Besonnenheit ihn wieder besänftigen. Dann bedeutet es auch dem 12-, 13- oder 14-Jährigen ganz viel, wenn Papa seinen Sohn anschaut und sagt: *»Hör zu, mein schlauer Sohn, ohne Mathe läuft hier gar nichts. So weit klar?!«*

In fast allen Fällen, bei denen die genannten Voraussetzungen erfüllt sind, wird so ein Junge zwar murren, aber in der Tiefe erleichtert nicken und zustimmen. Er hat sich erst einmal mit Papa versöhnt, das stärkt ihn, jetzt kann er sich auch noch mit der blöden Mathe – nun ja, nicht gleich versöhnen, aber es immerhin angehen. Er hat ja Mut geschöpft. Und Papa ist immer noch »da«.

Papa ist immer noch unbewusst und bewusst ein starker Pfeiler in den Wirrnissen der frühen Pubertät. Papa ist ein Fels in der Brandung, wenn die Schulangst ein Kind zu überspülen droht. Papas Worte gelten etwas. Umgekehrt gilt dasselbe freilich auch. Wer vom 3. bis zum 12. oder 13. Lebensjahr des Kindes immer wieder herumgörgelt hat, das Selbstwertgefühl des Kindes »entwertet« hat durch negative Bemerkungen, durch einen zügellosen und meist egoistischen Leistungszwang, unter dem sich

das Kind erst duckte und gegen den es sich dann zur Wehr setzte, wer penibel auf Ordnung im Kinderzimmer bestand und sonst nichts anzubieten hatte an Väterlichkeit – dessen Stimme ist jetzt nicht mehr viel wert. Dessen Körper wirkt nicht wie ein »Fels in der Brandung«, dessen Worte wirken nicht besänftigend.

Mir liegt viel daran, besonders den Vätern deutlich zu machen, dass die Gehorsamspädagogik zuerst das Vertrauen der Kinder zerstört und dann ihre eigene Autorität. Die Kinder brauchen aber elterliche Autorität, väterliche ganz besonders, wenn sie auf die Pubertät zugehen. Wer auf die »Super-Nanny-Gehorsamspädagogik« hereingefallen ist (der Fairness wegen sei gesagt, dass die Nanny in wesentlichen Punkten von ihrer rüden Strafpädagogik abgekommen und unter dem Einfluss kluger Berater heute komplexere Lösungsvorschläge macht), wer mit Herrn Bueb das »Lob der Disziplin« anstimmte, der hat nichts anderes getan als dies: Er hat sich selbst entwertet.

Vielleicht hatte er kurzfristige Erfolge, vielleicht war ein Kind für ein, zwei Wochen, meinetwegen auch ein, zwei Monate, gehorsamer als zuvor, eingeschüchtert, resigniert. Aber mit jedem Bruch seines Selbstwertgefühles, mit jeder aufkommenden Angst vor Strafe ging auch ein Stück der »Wertschätzung« für Papa verloren. Sie ist danach nicht wieder einzuholen.

Alle verlässlichen Studien über die kindliche Entwicklung machen eines deutlich: Die Kinder benötigen in der frühen Kindheit eine »dauerhaft emotional zugewandte Betreuungsperson«. Das ist nun so ein Wissenschaftsjargon, der viel zu wenig transportiert. Gemeint ist der liebevolle Blick von Mama, der Kontakt der Augen, die Intimität

der Körper und der Sprache – ich habe es ja beschrieben. Kinder sind von Erwachsenen und insbesondere ihren Eltern abhängig, das ist soweit klar. Aber auch kleine Schimpansen sind von den erwachsenen Tieren abhängig, bei den meisten Tierarten ist dies der Fall. Einzigartig für die kleinen Menschenkinder ist dies: Sie benötigen nicht nur die materielle Fürsorge, nicht nur das Gefüttert- und Gesättigt-Werden, sie benötigen in gleicher Weise die gefühlte Fürsorge, sonst entfalten sie nicht das, was eben den Menschen ausmacht: Ein Ich, das sich selbst betrachtet, das mit sich selbst zerfallen kann, aber auch mit sich selbst in unvergleichlicher Glückseligkeit eins werden kann. Glück ist für uns immer das Eins-Sein aller seelischen Strebung, ein »Fest für die Seele«, wie Freud einmal formulierte.

Einzigartig ist der Mensch, weil er nicht nur auf Liebe antwortet – das tun Katzen, Hunde und Schimpansen und sogar Eisbären auch –, sondern weil diese Liebe benötigt wird, um ein eigenes Selbst, ein reifes Ich zu schaffen. Für den Menschen reichen Instinkte nicht hin, damit er glücklich leben kann.

Kehren wir zu unserem von der Mathematik ermüdeten 12-Jährigen zurück. Kaum eine Erziehungsperson ist seiner hilflosen Maulerei gegenüber so hilflos wie ausgerechnet der eigene Vater, wenn er ein strafender Vater war. Denn dieser Junge ist nicht mehr »klein«, er ist fast kein Kind mehr. Man kann ihn nicht mit Strafen mehr zwingen, jedenfalls auf Dauer nicht. Er akzeptiert Strafe nicht mehr. Vielleicht fügt er sich widerwillig, ist aber zutiefst getroffen in seinem Selbstbewusstsein. Jede Faser seiner Seele lehnt sich gegen väterliche Strafe auf. Das Vertrauen, aus dem der Respekt eines Kindes erwächst, ist durch Re-

gulierungen und Strafen im siebten, achten oder zehnten Lebensjahr Stück um Stück zerschlagen worden. Dabei rede ich keineswegs von Prügelstrafen, sondern »nur« von Gebrüll, von Hausarrest und was dergleichen mehr ist.

Dem Kind fehlt eine »verinnerlichte Vatergestalt«, die es in Krisen seines »Selbstwertes« stabilisieren sollte. Es ist innerlich leer, und diese Leerstände können von niemanden *so wenig* besetzt werden wie von eben diesem Vater, der sein Kind enttäuscht hat, immer wieder.

Auf Ungehorsam reagieren Väter hilflos und betroffen, das kann man gut verstehen. Sie fühlen sich von ihrem Sohn (oder der Tochter) entwertet, und wer möchte schon von seinem Kind permanent abfällige oder gar feindselige Blicke ernten? Genau dies stößt autoritären Vätern, die Vertrauen zerbrochen, spätestens in der Pubertät zu. Jetzt mögen sie brüllen und toben, Hausarrest verhängen oder den Computer ausschalten – es hilft nichts. Die Reaktion des Sohnes ist immer die gleiche. Resigniert vielleicht, aber auch müde, abfällig, die Autorität des Vaters ist längst zerfallen, von einer Strafe zur anderen ein bisschen mehr.

Sie hat ihn in der Seele seines Kindes zu einem »Nicht-Vater« werden lassen. Empfinden wir, wie allein solch ein Kind ist? Und können wir nicht sogar auch empfinden, dass dieser Vater unglücklich ist, und seinem Unglück abhelfen möchte, notfalls mit allen Mitteln? Und entstehen nicht just so diese vehementen Krisen, die oft in einem unversöhnlichen Konflikt enden?

Beide Seiten sind untröstlich, verharken sich und treiben den Teufelskreis immer schneller weiter und weiter.

»SEI DOCH MAL STILL ...!«

Manchmal sagen wir es mahnend, manchmal rufen wir, manchmal brüllen wir: *»Sei doch mal still.«*

Kinder sind nicht still, sie sollen es auch nicht sein. Manchmal geht sogar mir, einem ziemlich Kinder liebenden Menschen, ihre ewige Aktivität auf die Nerven, nämlich dann, wenn ich in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Aktivitätsdrang eine versteckte Unruhe spüre, ein ewiges Getrieben-Sein, als fänden sie nirgends einen Halt und drehten sie sich fortwährend im Kreis.

»Hyperaktive« Kinder sind so und bringen ihre Eltern zur Verzweiflung.

Aber nicht nur sie, sondern auch viele Kinder, die dieses »diagnostische Kriterium« nicht erfüllen, können uns mit ihrer merkwürdig lustlosen Unruhe, ihrer maulenden Agilität um den Verstand bringen. Dann rufen wir, ermahnen, brüllen manchmal sogar los: *»Sei endlich still!«*

Gegen Ermahnungen ist zunächst einmal gar nichts einzuwenden. Kinder, die sich in der Gegenwart ihrer Eltern sicher und geborgen fühlen, reagieren auch nicht verängstigt, sondern mal mehr, mal weniger »gehorsam«. »Sicher gebundene Kinder« halten ein, horchen auf, für einen Augenblick kommen sie durch die mahnende Stimme von Mama oder Papa tatsächlich zur Ruhe.

Diese Stimme hat für sie auch dann noch einen besänftigenden Klang, wenn sie mit einem gewissen unmutigen

Unterton daherkommt. Das Besänftigende ist ein Nachhall zahlloser schön beschützender Erinnerungen und lässt sie aufhorchen, ohne Furcht.

Andere Kinder können nie ganz ruhig werden, die Ermahnungen von Mama oder Papa treiben ihre Unruhe erst recht an. Sie sind nicht in der Lage, aus dem Klang der Stimmen, der Präsenz ihrer Eltern Kraft zu schöpfen. Mama und Papa bieten keine oder keine ausreichende Sicherheit. Sie erschrecken nur. Sie verstummen, aber – achten Sie einmal darauf! –, gerade jene Kinder, die auf den Anruf ihrer Eltern starr inne halten, sind es auch, die nach wenigen Minuten ihre unruhige Aktivität wieder fortsetzen, mit unverminderter und oft sogar vermehrter Lautstärke.

Gehorsam ist nicht gleich Gehorsam, Autorität nicht gleich Autorität – es gibt ein gutes Gehorchen und ein schlechtes, eine schützende und eine ängstigende Autorität. Wir haben die Wahl.